

Das Ahnenbild

Autor(en): **Heiseler, Bernt v.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **37 (1957-1958)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-160744>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

DAS AHNENBILD

VON BERNT V. HEISELER

Der deutsche Roman ist weniger auf Handlung und Gestalt, als auf den Innenraum hin gebaut; oder man könnte das Unterscheidende, worauf es ankommt, so ausdrücken: er ist weder Schiff noch Wagen, auf dem man durch die Welt geführt wird, er ist eher ein Haus, das man bewohnen muß, um seine Heimlichkeit zu erfahren.

Das gilt im großen und ganzen, Ausnahmen zugestanden; es gilt jedenfalls von dem Roman *Das unverwesliche Erbe*, dem schönsten (glaube ich), den *Ina Seidel* geschrieben hat. Ein Meisterstück; aber erhoben über alle Frage nach Meisterschaften, um die gerungen werden kann. Ein tiefes, glückliches Buch; obwohl es eine der schmerzlichsten Fragen des deutschen Daseins, die konfessionelle Spaltung, zum Gegenstand hat. Die Dichterin selbst nennt es «eine Chronik, die mehr die innere als die äußere Geschichte einer Familie verzeichnet». Die Lebensvorgänge, aus denen sich doch der Ablauf menschlicher Schicksale ergibt, werden nur knapp erwähnt. Ausführlich wiedergegeben werden dagegen die Gespräche, in denen Mensch und Mensch, Geist und Geist miteinander ringen. Eigentümliche Art der Charakteristik, die fast ganz auf die Darstellung des handelnden Menschen verzichtet und uns sein Bild dadurch gibt, daß sie uns auf dem Schachbrett des Gesprächs — das kein dramatisch geladenes, sondern ein fragendes, suchendes, forschendes ist — den Zügen seiner Gedankenfiguren folgen läßt! Jedoch als «Fehler» vermerken wird das nur, wer einen vorgefaßten Begriff hat, wie ein Roman gebaut sein müsse. Unsre wichtigen deutschen Bücher sind aber fast alle so beschaffen, daß man die Regel nicht zu ihnen mitbringen, sondern sie ihnen selbst ablernen muß. Wer sich dem Eindruck dieses Buches, der inständigen Stille seiner geistigen und seelischen Räume überläßt, der empfängt aus ihm alles, was er erwarten — mehr, als er hoffen kann.

Dem Stoffe nach ist es eine Ergänzung zum «Lennacker», wo in einer Bilderfolge die Schicksale eines protestantischen Pfarrergeschlechts von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg vorgeführt wurden. Hier nun wird die Geschlechterreihe der Frauen von den Freiheitskriegen bis wieder zur Schwelle des Ersten Weltkrieges gezeigt, in den der jüngste Lennacker hinauszieht.

In Elisabeth Dornblüh begegnet die süddeutsch-katholische Welt dem Luthertum des 19. Jahrhunderts, wie es in der edlen Gelehrtengestalt von Richard Alves verkörpert ist. Elisabeth und Richard lieben einander, sie folgt dem protestantischen Mann in die Ehe, unter dem Fluch ihres Vaters, der sie als Abtrünnige behandelt; die Tochter, im

Trotz gegen diesen Starrsinn, nimmt das lutherische Bekenntnis ihres Mannes an. Ina Seidel hat Sorge getragen, sowohl die katholische Rechtgläubigkeit des alten Dornblüh wie den Übertritt der Elisabeth deutlich als das zu kennzeichnen, was sie sind: nämlich Erscheinungsformen nur, wenn auch von den Beteiligten subjektiv sehr ernst genommene, einer naturhaften Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter. Man hat also hier noch keine echten konfessionellen Positionen vor sich; solche ergeben sich erst aus den Folgen. Unglücksfälle, welche die Familie Dornblüh treffen, werden von Elisabeth als «Strafe für ihre Schuld» zwar nicht anerkannt, aber doch in dumpfer Qual so empfunden, und das läßt ihre Konversion mißlingen — in der sie ja nicht wirklich das lutherische Bekenntnis gesucht, sondern sich eine Barrikade gegen den gewalttätigen Vater gebaut hatte. Die Barrikade bricht zusammen; nachdem der Vater gestorben ist, will sie zurück in die römische Kirche. Und wie das nun zwischen ihrem Mann, ihrem Bruder Dominikus, der Geistlicher ist, und ihr selbst in redlichem Gespräch ausgefochten und ausgelitten und wie zugleich der Sinn ihrer Ehe mit Richard Alves und der Sinn des bewußten lutherischen Bekenntnisses der Kinder durchgetragen wird: darin liegt der Glaubensgehalt, auf den der Titel hinweist, das unverwesliche Erbe.

Wer geistige Klarheit nur mit Hilfe säuberlich trennender Abgrenzungen für erreichbar hält, wird allerdings bedauern, daß das Buch keine Entscheidung treffe. Es wäre so schön, schwarz auf weiß zu lesen, daß die Lutherischen oder daß die Katholischen «recht haben». Aber auch das Leben trifft solche Entscheidungen nicht. Eine Verständigung anderseits, bei der man sich durch gegenseitige Abstriche von der Verbindlichkeit der Wahrheit entgegenkäme, bliebe unfruchtbar, ein Ausweichen vor dem Lebens-Sinn. Ina Seidel weicht nicht aus. Sie tut, was als Dichterin ihres Amtes ist: sie gibt ihre Entscheidung als Gestalt.

Die Gespräche, die im Buch geführt werden — und sie machen nicht nur räumlich, auch ihrem geistigen Tiefgang nach den bedeutendsten Teil des Werkes aus —, alle diese wichtigen Gespräche würden zuletzt doch im Leeren hängen, würden nur den Augenblick ausfüllen und mit dem Augenblick vergehen, wenn sie nicht ins Wirkliche und Fortgeltende erhoben würden durch die Gestalt der Ahnin, Charlotte Dornblüh, Mutter der Elisabeth. Dabei spielt die Ahnin in den Gesprächen kaum eine Rolle. Und doch ist es so, daß Elisabeth von dem Druck ihres latenten Schuldgefühls nicht befreit wird durch Argumente von irgendeiner Seite her und auch nicht durch ihre Rückkehr zur alten Kirche — ich sehe im Gegenteil eine bemerkenswerte Aussage des Romans darin, wie wenig diese Rückkehr als solche ihr hilft. Befreit wird sie, oder besser: lebbar wird das zur Last gewordene Leben für sie dadurch, daß die alte Frau zu ihr kommt und bei ihr und den Ihrigen wohnen bleibt. «Es war eigentümlich», so wird im Buch von ihr gesagt, «wie ihre An-

wesenheit sich schon nach kurzem bemerkbar machte, als sei der dunklen . . . Gärung in der Atmosphäre des Hauses endlich der Tropfen eines Elementes zugesetzt worden, der nötig gewesen war, um . . . die trübenden Stoffe sich niederschlagen und den Geist sich klären zu lassen».

Was ist das für eine Kraft, die von ihr ausgeht? Charlotte Dornblüh — schon als Name übrigens ein Fund, wie er nur manchmal den Dichtern gewährt wird, damit sie ihr Geheimnis, das nicht auszusagen ist, doch mitteilen können — wird in ihrer Kindheit als Gast im Kloster gezeigt, und es heißt, daß die Haltung der Nonnen dem Mädchen gegenüber «von jener sorgenvollen Skepsis erfüllt (war), mit der die Kapitalisten des Seelenheils auf arglos Gläubige blicken». Es wird von der «geheimen Einweihung» ihrer Seele gesprochen, die eines «süßen Ernstes» fähig gewesen sei; eine anima naturaliter christiana wird sie genannt und die Wirkung, die von ihrer Natur ausgeht, mit einem Allegro con brio verglichen. Solche glückliche Möglichkeit kehrt in der Natur ihrer Enkelin Maria Alves wieder. Diese ist es, die den evangelischen Theologen Joachim Lennacker zum Mann bekommt, der dann so früh dahinstirbt. Von einer merkwürdigen, unvergeßlichen Helle ist die kurze Szene, wo Maria der Ahnin den Tod ihres Mannes sagt, und die Alte «blickt ratlos durch das Fenster, neben dem sie in ihrem Lehnstuhl saß, gegen den grauen Winterhimmel und (bewegt) leise die Lippen wie im Selbstgespräch oder lautlosen Gebet, ohne jedoch weiter Notiz von der Enkelin zu nehmen, die schließlich, als die Greisin ihr auch auf eine erneute Anrede keine Antwort gab, aus dem Zimmer floh, als hätte sie den schaurigen Anhauch eines Unsichtbaren verspürt».

Mariens kleiner Bub, der Hannes, darf dies Unsichtbare mit der Ur-ahnin erleben. Denn des Kindes Gegenwart stört nicht ihre Gespräche, die sie mit den längst Heimgegangenen führt. Nein, sehen könne man niemand, mit dem die «Ura» sich unterhalte, erklärt er seiner Mutter, aber «ich kann ja auch den lieben Gott nicht sehen, und wir sprechen doch immer mit ihm». Die Vergangenheit lebt in der Uralten als Gegenwart weiter, die Kraft ihres Herzens hat schon diesseits im irdischen Tage die Wand durchbrochen, die das Jenseits von uns abtrennt. Ihr verstorbener Mann besucht sie, Franz Dornblüh, der einst den Fluch über die Tochter sprach, ohne daß Charlotte ihn daran hindern konnte. «Jägermeister», sagte sie zu ihm, «weiß, Jägermeister, mit den alten Geschichten solltest du jetzt doch aufräumen — geh, Franzl, es wird schon bald langweilig.» Und als ihr toter Eheherr in ihrer großen, zweifenstrigen Stube zu ebener Erde erscheint, um ihr den eigenen Tod anzukündigen, «Franzl», sagt sie, «ist es endlich an dem, daß du mich abholen kommst? No, es war aber auch Zeit!»

Fragt jemand nach der «Meinung», die in dem wundersamen Ahnenbild sich andeutet, so müßte man sie etwa so wiedergeben: die Vereinigung des Christentums im Glauben kann nicht angestrebt, die Una-

Sancta nicht gebaut werden, wenn sie nicht in einem lebendigen Gemüt schon da ist. In der alten Charlotte Dornblüh ist eine solche Verwirklichung geschehen. Joachim Lennacker nennt sie «ein Phänomen evangelischen Christentums katholischer Prägung»; es wäre auch hinreichend, zu sagen, daß sie eine Urchristin ist. Und wenn an dem Roman ausgesetzt wurde, er habe die konfessionelle Diskussion wohl dargestellt, aber nicht gefördert, nichts unmittelbar Weiterhelfendes sei durch das Buch getan, so beruht das auf einem Mißverständnis der dichterischen Aufgabe. Eine Dichtung schmiedet keine Waffen, formuliert keine Rezepte, löst keine Probleme. Sie erhebt das Ungleiche ins Gleichnis — und das ist genug.

VOM SAMMELN ALTER VOLKSKUNST

VON JÜRGEN FIERZ

Am Anfang unseres Jahrhunderts reiste ein Mann mit seinem Bierfuhrwerk das Engadin auf und ab und verhandelte seine Ware, indem er dann und wann an Zahlungsstatt einen alten, geschnitzten Arventisch, eine Truhe, Kupfergeschirr oder eines jener prächtig geschwungenen Gitter entgegennahm, welches die Bündner vor ihren blumengeschmückten Fenstern haben. Die Leute gaben die Ware gern her, hatten sie sie doch gewöhnlich in den oberen Kammern ihrer Häuser oder im Keller stehen, wo sie nutzlos war und Platz versperrte. Der Bierbrauer pflegte seine Altertümer auf dem Fuhrwerk heimzuführen und aufzustellen, doch schwoll die Sammlung mehr und mehr an, so daß ein eigenes kleines Haus neben seiner Wohnung nötig wurde, um die Sachen aufzunehmen. Schließlich kam er auf den Gedanken, ein Museum zu gründen und mit seinen Schätzen zu füllen. Der Plan wurde 1906/08 ausgeführt. Das Museum steht in St. Moritz, es ist das Engadiner Museum, und der Bierbrauer war Riet Campell, Vater des heute bekannten Arztes und Sammlers Dr. Richard Campell in Pontresina, der Sproß eines alten Bündner Geschlechtes, das in Süs beheimatet ist.

Die Pioniere

Riet Campell ist der Typus des schweizerischen Pioniersammlers alter Volkskunst. Dank einem besonderen Sinn für heimatliche Kulturwerte begann er mit seiner Tätigkeit, als niemand sich für einfache, alte Bünd-